

HARTL
Johannes

WALLNER
Karl

MEUSER
Bernhard



MISSION MANIFEST

**DIE THESEN
FÜR DAS
COMEBACK
DER KIRCHE**

HERDER

dieser Zeit. Sie können ihn auch ersticken oder in bürokratischen Prozeduren verhungern lassen. Aber sie können ihn nicht befehlen oder herbeiorganisieren. Sagen wir es klar: Sie können nichts ohne uns.

18. Den Aufbruch wagen oder den Wagen aufbrechen

Die Gefahr, Bekehrungen herbeiorganisieren zu wollen: Der missionarische Aufbruch ist die Melodie, die Gott auf seinem Instrument, der Kirche, spielt. Dazu lässt er sich bitten, aber nicht zwingen. Hier scheint mir die Ursache dafür, warum so viele kollektiv organisierte Aufbrüche in der Kirche stecken bleiben.

Es gibt so kirchliche Floskeln, die einfach nicht umzubringen sind. Meine ironischen Freunde spötteln gerne über den »katholischen Infinitiv«, der in vielen Varianten durch Papiere und Verlautbarungen geistert: »Dem Menschen dienen«, »Der Hoffnung Raum geben«, »Bei den Menschen vor Ort sein«, usw. Eines der prominentesten Beispiele ist: »Den Aufbruch wagen«. Wer bei Google diese Wendung und das Wort »Kirche« eingibt, erhält 7540 Ergebnisse. Irgendwo scheint es eine vatikanische Richtlinie zu geben, die jeder Diözese vorschreibt, zumindest einmal »Den Aufbruch wagen« als Motto für ein pastorales Zukunftskonzept, einen Diözesanprozess oder eine Fachtagung zur Kirche von morgen zu verwenden. Ein Freund hat einmal sinniert: »Das kann doch schon keiner mehr hören. ›Den Wagen aufbrechen‹, müsste man's nennen. Da würden sie wieder munter werden!«

»Aufbrechen« in jedem Wortsinn, auch dem brachialen, ist aber natürlich etwas, was in altbewährten Strukturen auf Widerstand stößt. Dann kann es passieren, dass die kollektiven Aufbrüche dann nur das »Wagnis« eingehen, den Kundendienst zu verbessern, sprich: die Kirche etwas netter zu machen. Dagegen ist nichts zu sagen, solange sich der Aufbruch darin nicht erschöpft. Denn mit dem Netten in der Religion ist es wie mit dem Hübschen in der Kunst: Es bewegt niemanden wirklich. In der Offenbarung des Johannes sagt Gott das noch etwas drastischer in seiner überraschend wenig wertschätzenden Sprache: »Weil du aber lau bist und weder heiß noch kalt, will ich dich aus meinem Mund ausspeien.« (Offb 3,16)

Ich arbeite in einer Diözese, die es nicht beim Aufbrechen belassen hat, sondern dem Aufbruch auch eine Stoßrichtung gegeben hat: Mission first! Und ich erlebe, dass auch damit das Großschiff Diözese nur unendlich langsam, mit Knirschen und Ächzen und vielen Aussetzern seine Richtung zu ändern beginnt. Und dabei hat unser Erzbischof seit 25 Jahren konsequent Bewegungen und Gemeinschaften hereingeholt, die die Haltung des permanenten Aufbruchs in ihrer DNA haben. Und mir wird eines immer klarer: Nicht im Organisieren des Aufbruchs, sondern im »Sich in den Dienst nehmen lassen« von Dir und mir liegt die Zukunft der Kirche. Und wenn die Amtsträger die richtigen Weichen gestellt haben, würden sich diese Dienste von individuellen Aufbrüchen zu Aufbrüchen der Kirche verdichten.

19. Im Zentrum stehen die, die außerhalb sind.

Im Kern geht es beim Aufbruch um eine wesentliche Korrektur des Blicks: Aus der Tradition eines zu 95 Prozent katholisch getauften Volkes kommend, das in den Gemeinden pastoral zu betreuen war, gilt es nun, die Gemeinden als in die Welt hineinragende Brückenköpfe zu sehen. Wir können beispielsweise die Eucharistiefiern – in unserer Diözese gibt es immerhin noch allein 75.000 Sonntagsmessen pro Jahr – als Quellen zu sehen, von denen aus die Gnade Gottes nicht nur in die Kirchenräume strömt, sondern in die ganze Welt und zu allen Menschen.

Es geht darum, jene Institution zu sein, der die Menschen, die nicht dazugehören, noch wichtiger sind als diejenigen, die schon da sind. Das ist keine Missachtung der treuen Christen – im Gegenteil: Es traut ihnen zu, wahre Nachfolger Christi und der Apostel zu sein, die alles Bestehende aufs Spiel gesetzt haben, um die noch nicht Erreichten zu erreichen.

Marketingspezialisten werden vielleicht einwenden, dass das die falsche Strategie ist: Es ist nämlich viel teurer, einen neuen Kunden zu werben, als einen alten zu halten. Aber Christus hat seine Anhänger nicht zu Kundenbetreuern ernannt, sondern zu Menschenfischern. Auch Fischer betrachten es als ihre Pflicht, ihre Köder gut zu verwahren, ihre Angel und Netze tipptopp zu halten, den vom Großvater an Land gezogenen Rekordhecht über dem Kamin abzustauben und sich mit Gleichgesinnten zu treffen und auszutauschen. Aber Fischer, die nie zum Fischen gehen und nie draußen auf dem Wasser sind, drohen zu komischen Figuren zu werden.

Wir sehen das auch ganz konkret bei unseren Gemeinden: Überall dort, wo man sich zuerst einmal auf sich selbst konzentriert und zunächst die eigene Schar konsolidieren will, bevor man sich in die Welt hinauswagt und die anderen in den Blick nimmt, gibt es wenig Zukunft. Dort aber, wo man versucht, die Außenstehenden anzuziehen, wird die Kirche auch für diejenigen viel attraktiver, die schon da sind.

20. Man versteht nur, was man liebt.

Das Prinzip, sich zuallererst um die zu sorgen, die noch nicht da sind, ist simpel und praktikabel. Es kann von jeder Einheit ohne Schulungsaufwand umgesetzt werden: von der Gebetsgruppe über die Pfarre bis zur Diözese. Es kann aber auch weitreichende und manchmal schmerzvolle Auswirkungen haben. Es bedeutet die Aufgabe derjenigen lieb gewordenen Traditionen, die nicht mehr nach außen wirken. Es bedeutet auch, dass man sehr genau überlegen muss, ob ein Bischof mit einer öffentlichen Äußerung zu einem »heißen Eisen« vielleicht das Missionsgebiet mehr verschreckt, als dass er die treue Herde bestärkt.

Der Versuch, dem Volk ins Gewissen zu reden, geht nach hinten los, wenn dem Volk das Vorverständnis fehlt. »Man versteht ja nur das, was man liebt«, heißt es in Heimito von Doderers Roman »Die Dämonen«. Ich denke, das stimmt. Wer die Kirche nicht liebt, wird sie nicht verstehen. Das ist heute der Normalfall. Eine Anekdote berichtet von einem Missionar in Indien, der sich aufgerafft hat, eine heidnische Zeremonie nicht einfach ablaufen zu lassen, sondern sich am Rand postierte und versuchte, die Menschen von ihrem Tun abzubringen. Jahr für Jahr stand er dort. Als er starb und ein Nachfolger kam,

überraschten ihn die heidnischen Würdenträger mit der Bitte, es seinem Vorgänger doch gleichzutun. Denn das Wetter am Rande der Zeremonie sei längst zu einem traditionellen Bestandteil des Festes geworden.

Das ist nur eine Anekdote. Ich habe aber erlebt, dass wir offenbar mittlerweile auch hier in Europa die Position exotischer Randfiguren einnehmen, die auf putzige Weise die Szenerie beleben, indem sie rituell Erregungen vortanzen, die keiner versteht. Ein Anruf vom ORF: Man bereite eine Reportage zur steigenden Akzeptanz von Sadomaso-Praktiken in der Gesellschaft vor. Es fehle ihnen aber noch jemand, der von Seiten der Kirche dazu Stellung bezieht. Als ich einen katholischen Psychotherapeuten nannte, der tief über die Untiefen solcher Praktiken Auskunft geben könnte, winkte der Produzent ab. Nein, nein, das wolle man nun grad nicht! Man brauche jemanden, der ordentlich dagegen vom Leder zieht, am besten einen Priester in schwarz, vor einer Kirche. So einen richtigen Moralapostel. Haben Sie da nicht wen? Mich hat daran nicht beeindruckt, dass man das Krokodil im Kasperltheater mit einem wetternden Kirchenmann besetzen wollte. Das erlebe ich ständig. Mich hat vielmehr beeindruckt, dass man dieses Ansinnen ganz offen und unverblümt aussprach. Der Produzent hat offenbar gedacht, dass das die Rolle ist, die wir gerne spielen und für die wir daher gerne jemanden bereitstellen würden. Wie kommt er bloß auf diese Idee? Hat vielleicht unser Kommunikationsverhalten damit zu tun?

Die Frage ist: Wie und mit welchen Themen positionieren sich Vertreter der Kirchen in der Öffentlichkeit eines Missionslandes? So, dass sie die Mission unterstützen. So, dass sie ein Wachstum der Liebe zur Kirche ermöglichen. Aber ohne gleich vom Krokodil zum schmeichelweichen Dauerlächler zu werden. Das ist nur ein Beispiel dafür, wie herausfordernd die Sache wird, wenn man sich eingesteht, in einem Missionsland zu sein.

21. Alfred Delp oder: verschärfte Bedingungen

Sich auf die unbekannteren Größen da draußen einzulassen, dazu braucht es Wagemut. Und es braucht Ernsthaftigkeit. Menschen sehnen sich wie zu allen Zeiten nach der Nachricht vom Erlöser, aber sie kommen durch tausend Ablenkungen nur mehr sehr schwer an den Punkt, an dem sie ihre Erlösungsbedürftigkeit erkennen. Können wir es ihnen mit strenger Miene einreden? Sollen wir mit dem Ruf: »Das Ende ist nahe. Bekehret Euch!« durch die Straßen ziehen?

Wenn Menschen Christus, (den Glauben, die Kirche ...) als Antwort auf ihre vielleicht nur vage erkannte Not verstehen sollen, müssen wir ernsthaft und konkret bei dieser Person und ihrer Not ansetzen. Wir müssen die Person und die Not ernstnehmen. Und wir müssen zeigen, dass wir etwas haben, eine verborgene Ressource, die uns hilft, anders zu sein als der Rest der Welt: tiefer, gütiger, offener, furchtloser, liebender, konsequenter in der Zuwendung.

Es geht um die anspruchsvolle Tugend, zu der man früher »Opferbereitschaft« sagte. Dank eines Wärters, der die Handfessel in der Nacht nicht allzu fest angezogen hat, konnte Alfred Delp in der Gestapo-Zelle im Winter 1944/45 auf einem kleinen Zettel notieren: »»Der Menschensohn ist nicht gekommen, sich bedienen zu lassen, sondern zu dienen« (Mk 10,45).« Man muss nur die verschiedenen Realitäten kirchlicher Existenz einmal unter

dieses Gesetz rufen und an dieser Aussage messen, und man weiß eigentlich genug. Es wird kein Mensch an die Botschaft vom Heil und vom Heiland glauben, solange wir uns nicht blutig geschunden haben im Dienste des physisch, psychisch, sozial, wirtschaftlich, sittlich oder sonstwie kranken Menschen.«

Und dann weiter: »Man muss, glaube ich, den Satz sehr ernst nehmen: Was gegenwärtig die Kirche beunruhigt und bedrängt, ist der Mensch. Der Mensch außen, zu dem wir keinen Weg mehr haben und der uns nicht mehr glaubt. Und der Mensch innen, der sich selbst nicht glaubt, weil er zu wenig Liebe erlebt und gelebt hat. Man soll deshalb keine großen Reformreden halten und keine großen Reformprogramme entwerfen, sondern sich an die Bildung der christlichen Persönlichkeit begeben und zugleich sich rüsten, der ungeheuren Not des Menschen helfend und heilend zu begegnen. (...) Die Kirche muss sich selbst viel mehr als Sakrament, als Weg und Mittel begreifen, nicht als Ziel und Ende.«

22. Ein Sein ... lange bevor es ein Tun wird

Blutig schinden, der ungeheuren Not des Menschen begegnen. Das klingt nicht nach einem Frühlingsspaziergang. Was ist, wenn alle Weichen gestellt sind, die der Papst verlangt, wenn die »Strukturen der Kirche alle missionarischer« geworden sind, »die gewöhnliche Seelsorge in all ihren Bereichen expansiver und offener« und »die in der Seelsorge Tätigen in eine ständige Haltung des ›Aufbruchs‹ versetzt« sind – und dann doch die Missionare fehlen? Weil niemand das alles kann, überzeugend über Gott reden, selbstlos helfen, und sich auch noch blutig schinden im Dienst am Menschen in seiner ungeheuren Not.

Dann hätten wir unsere Rolle noch nicht gefunden: meine, deine, seine, ihre unsere und eure. Mission ist nämlich die gemeinsame Aufgabe der Kirche. In dieser Aufgabe hat jeder seinen spezifischen Dienst, und es müssen nicht alle alles können und tun. Aber alle müssen eingebunden sein. Wir erkennen heute wieder, was den ersten Generationen der Christen selbstverständlich war: dass es kein Christsein gibt ohne Teilnahme am Dienst der Verkündigung. Aber keine Angst: Das Missionarische ist zu allererst ein Sein – schon lange, bevor es zum Tun wird.

Wir hatten knapp nach dem Ende des Eisernen Vorhangs ein junges Au-Pair-Mädchen aus der Slowakei. Sie war zwar noch getauft, aber sonst dank der kommunistischen Ödnis in weiter Ferne von Kirche und Glaube aufgewachsen. Nach einigen Wochen begann sie, wenn wir Gäste im Haus hatten, meine Frau zu fragen, ob das nun auch wieder Christen gewesen seien. Und das nächste Mal wieder. Und wieder. Nach einem Jahr fuhr ist sie wieder nach Hause. Dort ging sie zu ihrem Ortspfarrer, nahm Glaubensunterricht und holte die Erstkommunion und die Firmung nach. Sie wurde auf den christlichen Glauben neugierig, weil unsere Gäste so auffallend liebe Leute waren. Unsere Gäste haben nicht einmal etwas Besonderes tun müssen, um Missionare zu sein. Sie haben, ohne daran zu denken, den Sinn der Worte des heiligen Franziskus befolgt: »Verkündet zu aller Zeit das Evangelium, wenn nötig auch mit Worten.«

Nicht alle, aber viele werden vom Sein zum Tun kommen. Mancher wird nur beten. Mancher wird Krankendienst machen. Mancher wird im Beichtstuhl sitzen. Mancher wird nur zuhören. Mancher wird Sterbende besuchen. Mancher darf warten, bis ein Fremder an

seine Tür klopft (erfahrungsgemäß passiert das recht bald, wenn man einmal angefangen hat, darum zu beten). Mancher ist gerufen, eine missionarische Initiative zu starten (im Buch »Mission Possible« von Otto Neubauer finden sich dazu gleich zwanzig verschiedene Vorschläge). Am seltensten werden vielleicht die sein, die tatsächlich hinausgehen und prophetisch reden. »Meine Brüder, tretet nicht bei jeder Gelegenheit als Lehrer auf« heißt es schon lapidar im Brief des Apostels Jakob (Jak 3,1). Und alle sind sie gemeinsam missionarisch. In »ständiger Haltung des Aufbruchs«.

23. Sich vom Heiligen Geist tragen lassen

Die Kraft, die wir dazu brauchen, die ständige Haltung des Aufbruchs nicht aufzugeben, kommt vom Heiligen Geist. Denn Mission ist zwar Freude und Glück – aber auch Überwindung, und Kraftprobe. Sie hat Durchhänger, Enttäuschungen, Zeiten des Zweifels. Das stellte schon Alfred Delp fest: »Wir sind trotz des Geistes, der uns innewohnt, oft so müde und furchtsam, weil wir dem Geist Gottes nicht zutrauen, aus uns etwas zu machen. Wir glauben der eigenen Dürftigkeit mehr als den schöpferischen Impulsen des Herrgotts, der in uns unser Leben mitlebt.«

Wir werden also wieder lernen müssen, wie unverzichtbar das Gebet zum Heiligen Geist, um den Heiligen Geist ist, das bei uns meist stiefmütterlich behandelt und höchstens zu Pfingsten hervorgekramt wird. Nur wer an seine Wunder glaubt und um seine Wunder bittet, wird auch welche erleben.

Papst Franziskus führt das in einer der schönsten Passagen von »*Evangelii Gaudium*« aus: Unser Vertrauen auf den Heiligen Geist »(...) muss genährt werden, und dafür müssen wir den Heiligen Geist beständig anrufen. Er kann alles heilen, was uns im missionarischen Bemühen schwächt. Es ist wahr, dass dieses Vertrauen auf den Unsichtbaren in uns ein gewisses Schwindelgefühl hervorrufen kann: Es ist wie ein Eintauchen in ein Meer, wo wir nicht wissen, was auf uns zukommen wird. Ich selbst habe das viele Male erlebt. Es gibt aber keine größere Freiheit, als sich vom Heiligen Geist tragen zu lassen, darauf zu verzichten, alles berechnen und kontrollieren zu wollen, und zu erlauben, dass er uns erleuchtet, uns führt, uns Orientierung gibt und uns treibt, wohin er will.« (EG 280)

24. »Um dich an alles Leben zu verschenken«

So gerüstet können wir die Wüste unserer Zeit in all ihrer verheißungsvollen Schönheit und ihrer nur scheinbar schlummernden Fruchtbarkeit erkennen. Unsere Wüste ist eine wunderbare Welt, die Gott so sehr liebt, dass er seinen einzigen Sohn hingibt.

Ein letztes Mal Delp: »Die großen Aufbrüche der Menschheit und des Menschen werden in der Wüste entschieden. Sie haben ihren Sinn und ihren Segen, die großen, leeren Räume, die den Menschen allein mit dem Wirklichen lassen. Die Wüste ist einer der fruchtbarsten und gestaltenden Räume der Geschichte ... Es steht schlimm um ein Leben, wenn es die Wüsten nicht besteht oder sie meidet.«

Das **Mission Manifest** ist die Einladung, die Wüste unserer Tage als Chance für den großen Aufbruch zu umarmen und zu bestehen, die furchtbare, fruchtbare, geliebte,